

DATUM

SEITEN DER ZEIT

KRANKENBESUCH

Robert Misik sorgt sich um die marode Sozialdemokratie.

PANNONIENBLUES

Clemens Berger trauert dem Burgenland nach.

HANDAUFLEGER

Gerhard Öhlinger über den Wunderheiler Martin Weber.

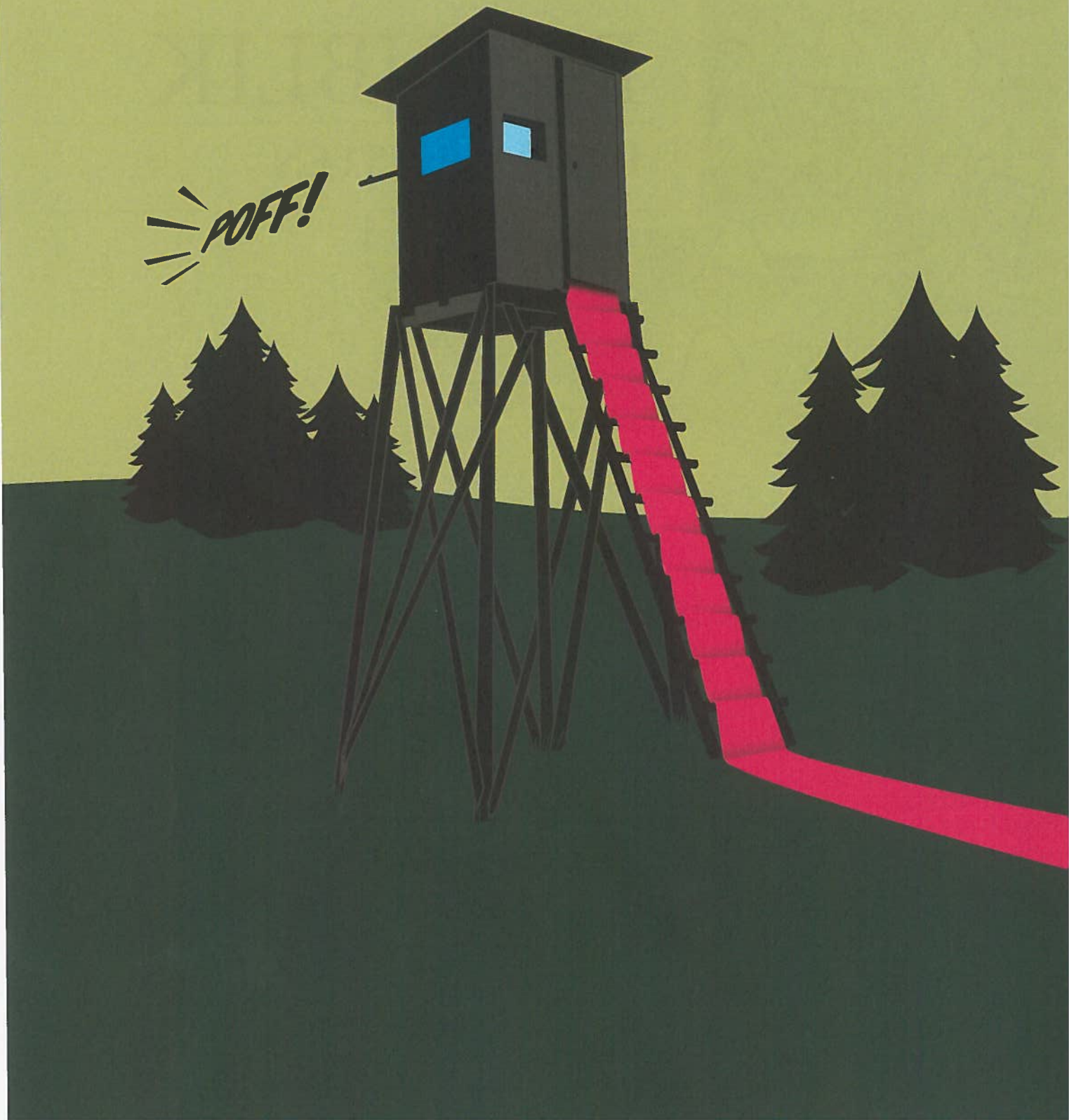
- ★ FRÖHLICH DEPRESSIV
Selbsthilfegruppe Deutschland
- ★ MIMENMUSIK
Karl Markovics' Lebenslieder
- ★ VERLORENES JAHRZEHNT
Autobaufiasko Nullerjahre



Stufen der Macht

Österreichs Jagdgesellschaft. Ein Halali.

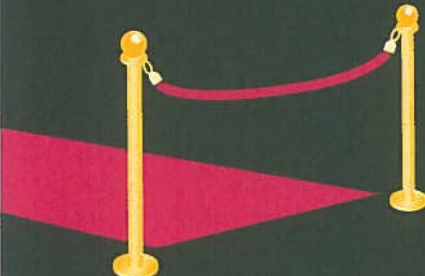
AGABE 2/10
AGABE P
P.B. VERL AGSPOSTAMT 1030 WIEN
PRINTED IN AUSTRIA • GER 67
NACHDRUCK VERBOTEN
02
9771811364001



Geschossene Gesellschaft

Wenn Männer und Frauen mit Gewehren durch den Wald schleichen, geht es um mehr, als knapp einer Million Tieren im Jahr den Garaus zu machen. Eine konservative Wirtschaftselite stellt hier ihre interne Rangordnung her.

TEXT: CHRISTOPH BÖHMDORFER, CHRISTOPH ZOTTER, FLORIAN GASSER
ILLUSTRATION: ANJA MORITZ • MITARBEIT: CORNELIA GIRARDI



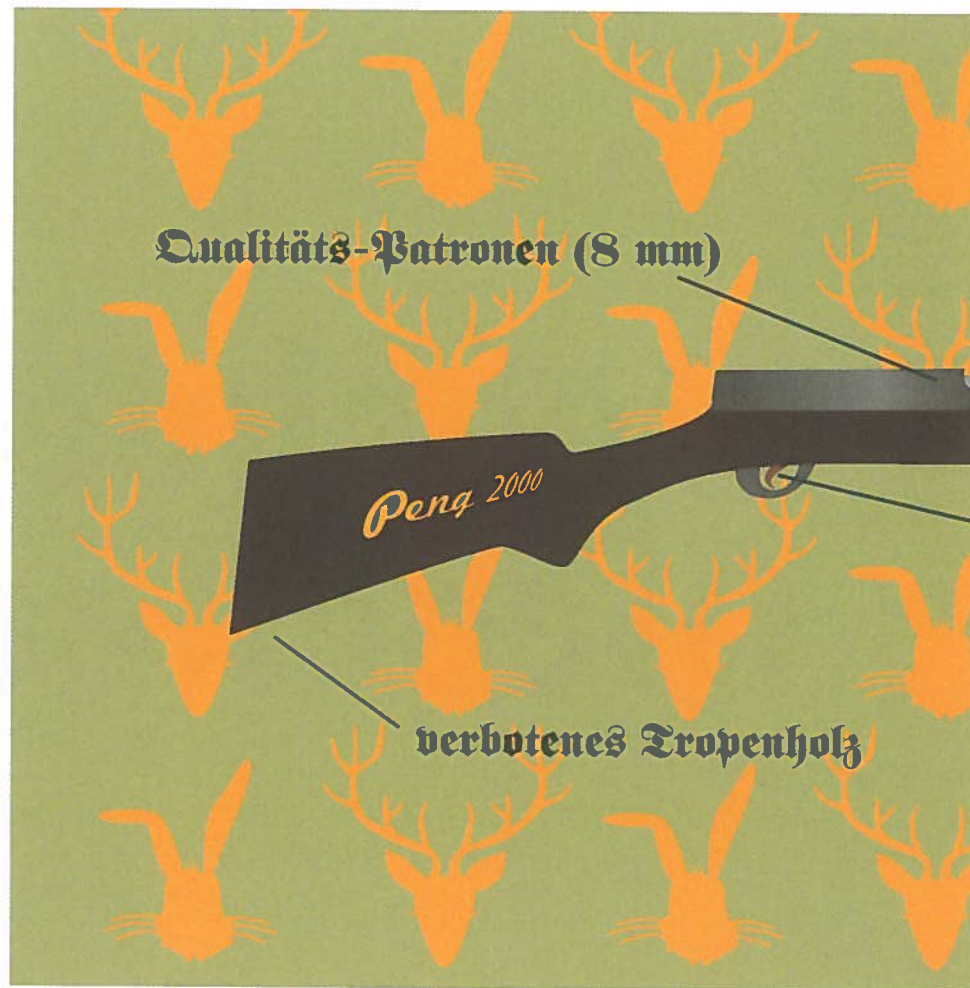
Kaffeeduft durchzieht die Stube. Fünf bleiche Skelettschädel stieren von der Wand herab. Ihnen gegenüber sitzt Walter Hämmerle in marinblauem Burlington-Pullover und Bluejeans am gedeckten Tisch und legt sich noch ein Stück Gugelhupf auf das Porzellantellerchen vor ihm. „Jeder von denen hat eine eigene Geschichte“, sagt der 66-jährige Pensionist. Es sind Geschichten von Kunstschüssen mit dem Jagdgewehr aus dreihundert Metern Entfernung eine steile Felsklamm hinunter. Die kleinen Gamsbockgeweihe erinnern Hämmerle daran, wie er ihre Kadaver über die Karsthänge der Niedertauern forttragen musste. Es geht um lange Nächte im Wald bei Minusgraden, manchmal Regen, manchmal Schnee, lange Fußmärsche mit Rucksack, Gewehr, Munition, einer mit Tee gefüllten Thermoskanne und vielleicht ein bisschen Schnaps. Darum, wie es ist, wenn man ein richtiger Jäger ist. Es sind Geschichten, die viel wert sein können. Wer sie erzählt, gewinnt vielleicht den richtigen Freund im richtigen Moment. Oder aber er wird beim nächsten Mal nicht mehr

eingeladen. Die Jagd war noch nie nur dazu da, sich den Bauch mit Hasenbraten, Rehrücken oder Fasanfilets vollzuschlagen. Sie ist der kleinste gemeinsame Nenner einer stockkonservativen Wirtschaftselite. Wer da dabei sein will, der geht jagen.

Ein paar von ihnen jagen in der Nachbarschaft von Walter Hämmerle Revier. Die Erben des deutschen Großindustriellen Friedrich Flick zum Beispiel. Oder die österreichisch-italienische Adelsfamilie Colloredo. Hier im Ennstal, eine Autostunde nördlich von Graz, wo man die Jagd noch so richtig ernst nimmt. In so gut wie jeder Familie gibt es einen Weidmann. In der gleich ums Eck gelegenen Höheren Bundeslehr- und Forschungsanstalt für Landwirtschaft absolvieren die Teenager mit der Matura auch gleich die Jagdprüfung. Wer im nur ein halbe Stunde entfernten Schladming einen falschen Hirschen schießt, wird laut Hämmerle „schon fast eingesperrt“. Das Ennstal, das sei die Hochburg der Jäger. Deswegen haben hier, in den malerischen Wäldern der Niedertauern, auch einige der reichsten Familien und Manager Österreichs tausende Hektar Grund gekauft oder gepachtet.

„Die Crème de la Crème der Wirtschaft, alles, was Rang und Namen hat in Österreich, geht hier jagen“, sagt Wolfgang Hofer und meint damit nicht das gesamte Ennstal, sondern nur einen speziellen Flecken in einem südlichen Seitenarm nahe von Irnding. Dort liegt, was er „das prestigeträchtigste Jagdgebiet Mitteleuropas“ nennt. Hofer ist Geschäftsführer der B&C Holding, einer Beteiligungsgesellschaft der B&C Privatstiftung, in der die Bank Austria unter anderem ihre Anteile an dem Zelluloseproduzenten Lenzing, dem Gummihersteller Semperit und dem Baustoffkonzern Porr geparkt hat.

Fast 30 Jahren lang gehörte zu diesem bunten Gemisch auch die Alwa Güter- und Vermögensverwaltung, eines der größten zusammenhängenden Jagdgebiete des Landes – insgesamt 23.000 Hektar im Burgenland, in Niederösterreich, Ungarn und der Steiermark. Deren Filetstück sind die 11.000 Hektar im steirischen Ennstal, nahe der 1.200-Einwohner-Gemeinde Donnersbach, in der der Verwaltungs-

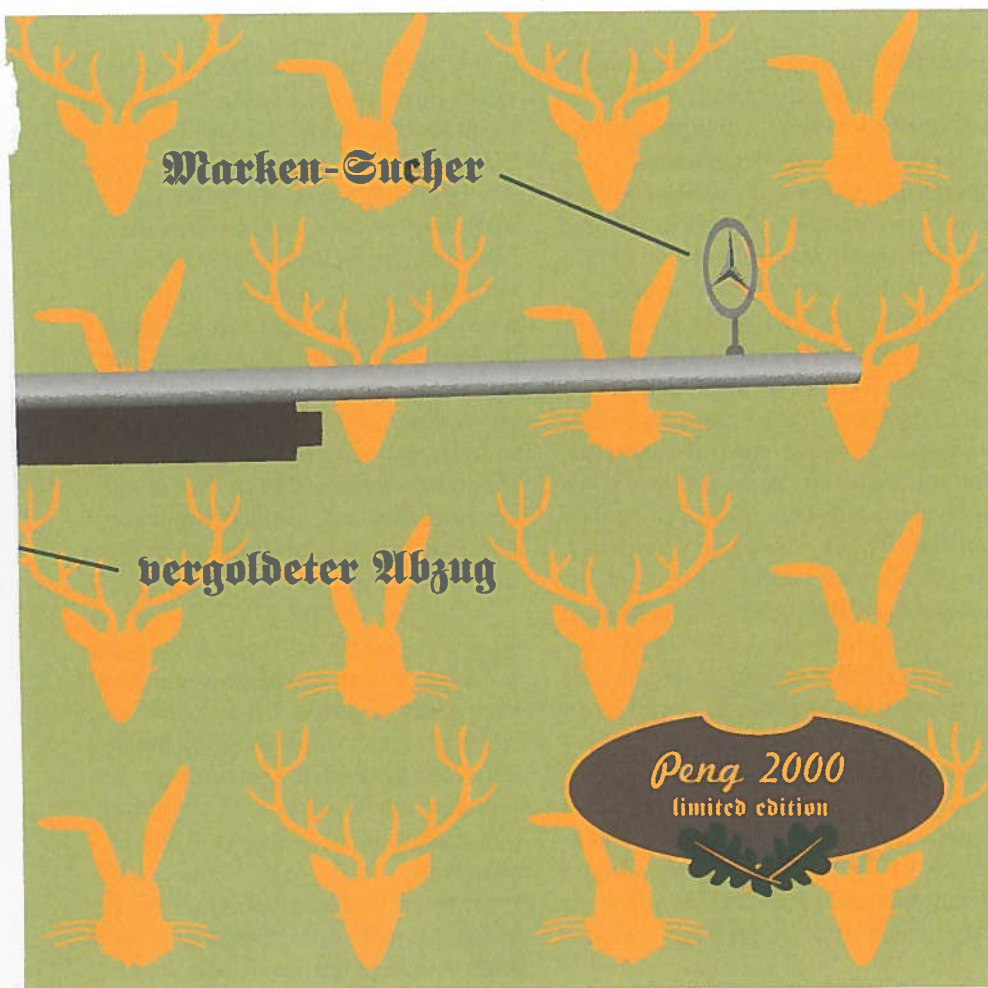


sitz der Alwa liegt. „Da jagt jeder gern, auch wenn er vielleicht woanders schon eine andere Jagd hat“, sagt Hofer, der die Alwa in Jagdgebiete eingeteilt hat. Die werden an jene, die es sich leisten können und eine Jagdkarte besitzen, verpachtet. In den Achtzigern war das schon einmal Hannes Androsch, der ehemalige SPÖ-Finanzminister und heutige Großindustrielle. Der schon damals als „Salonsozialist“ kritisierte Geschäftsmann geht heute nicht mehr jagen und will deswegen auch nicht mehr darüber reden.

Wie viel an Pacht verlangt wird, sagt Hofer nicht. Zwischen eineinhalb und zwei Millionen Euro waren es auf den gesamten 23.000 Hektar laut Geschäftsbericht 2008. Zum Vergleich: Die Bundesforste (ÖBf), die aus dem Budget ausgegliedert sind, aber zu 100 Prozent dem Staat gehören, verlangen zwischen 20 und 50 Euro pro Hektar und Jahr. Damit kommen sie laut eigenen Angaben bei einer Gesamtfläche von rund 800.000 Hektar auf einen geschätzten Umsatz von 16 Millionen Euro – macht bei der 40-fachen Fläche gerade einmal

das Zehnfache an Ertrag. In den größten, schönsten und ertragreichsten Gebieten schleicht eine Reihe vermögender inländischer und ausländischer Manager, Großindustrieller und ehemaliger Adelsfamilien durch den Wald. „Die alte Tradition der Jagd als eine Sache der noblen Leute hat sich bis heute in die Managerriege hineingehalten“, sagt der Wiener Soziologe Roland Girtler, der sich seit Jahrzehnten mit dem Biotop Jagdgesellschaft beschäftigt.

Die größten Grundstücke im Land gehören dem Staat, ehemaligen Adelsfamilien, der Kirche, einigen Großindustriellen und Banken; den Österreichischen Bundesforsten, der Stadt Wien, dem Kartonagenfabrikanten Mayr-Melnhof, dem Stift Admont, der Familie Esterhazy und so weiter. Das Land ist größtenteils in denselben Händen. Das zeigt ein Blick auf die Liste der größten heimischen Forstbesitzer, die der Agrarverlag alljährlich in seinem „Forst Jahrbuch“ herausgibt. Will heißen, sie besitzen auch die größten Jagdflächen. Denn ganz Österreich ist ein einziges Jagdrevier. Nur zwei Prozent des Staats-



gebiets sind abschussfreie Zone. Wer auf ihrem Land schießen darf, bestimmen die Besitzer. „Das ist ganz klar eine Demonstration des Vermögens. Man kann damit diskret Leute einladen, die einem dann etwas schulden, die eine Gegeninvitation aussprechen müssen“, sagt Harald Katzmaier, der in Wien und New York das Netzwerkanalyseinstitut FAS.research betreibt. „Ein zweiter Punkt, den wir in unserer Web-2.0-Kultur nicht verstehen, ist, dass es immer ein extremes Privileg war, nicht mit Menschen kommunizieren zu müssen.“

Kein Assistent, der mit wichtigen Papieren in der Hand durch die Bürotür stürmt, kein Handy, das unaufhörlich klingelt, keine hereintrudelnden E-Mails. Die Jagd als Ausrede, nicht erreichbar zu sein. „Mächtig sind die, die es nicht not haben, antworten zu müssen. Durch die Korridore der Macht zu gehen, das heißt, dass man erst durch lange, lange Gänge geht, bevor man einmal an eine Tür kommt, und dann geht wieder eine Tür auf, und dann geht wieder eine Tür auf, und dann ist man erst beim Kaiser.“ Oder einem jagenden Großgrundbesit-

zer. Deswegen ist man auch etwas stolz darauf, sich das leisten zu können, wie Soziologe Girtler weiß. „Bei der Jagd trifft man sich, da geht man eben einem noblen Abenteuer nach. Körperliche Arbeit ist für noble Menschen nur interessant, wenn sie sinnlos und sauteuer ist. Sie darf nicht dem eigenen Broterwerb dienen.“ Wer in Österreich jagen geht, ist geheim. Die Namen im Jagdregister fallen unter den Datenschutz.

Doch viele verbergen gar nicht, dass sie durch den Wald pirschen: ÖVP-Innenministerin Maria Fekter gehört genauso dazu wie ihr Parteifreund, der niederösterreichische Landeshauptmann Erwin Pröll, und die ehemalige ORF-Generaldirektorin Monika Lindner. Der Kartonagenfabrikant Friedrich Mayr-Melnhof war sogar Salzburger Landesjägermeister, genauso wie es der Aufsichtsratspräsident der Raiffeisen Zentralbank, Christian Konrad, heute in Niederösterreich ist. Auch der Bischof des rund 12.500 Hektar großen Kärntner Bistums Gurk begleitet seine Jagdgäste hin und wieder, auch wenn dessen Forstgeschäftsführer Ernst-Hans

Lackinger betont, dass der Bischof dabei das Gewehr nicht in die Hand nimmt. „Wirklich verdienen kann man mit der Jagd aber nicht“, sagt Hans-Friedemann Zedka. In grünem Lacoste-T-Shirt sitzt er in seinem Büro gleich hinter dem Wiener Rathaus. An seiner Tür steht auf einem kleinen Schild „Chefredakteur“. An den Wänden hängen Hirschgeweihe neben Antilopenhörnern.

Seit 40 Jahren arbeitet Zedka nun schon für die Fachzeitschrift *Weidwerk* und nebenbei als Pressesprecher des Dachverbands Zentralstelle österreichischer Landesjagdverbände. „Die Jagd ist etwas, das sich quer durch alle Bevölkerungsschichten zieht“, sagt Zedka. „Auch wenn das natürlich alles nicht billig ist.“ 120.000 Jagdkarten haben die österreichischen Behörden im Jahr 2008 ausgegeben. Nur die Berufsjäger, ein Zehntel der Jagdkartenbesitzer, machen wirklich jeden Monat verlässlich Geld mit der Jagd. Insgesamt rund 200 Millionen Euro kosten die bei Staat und größeren Forstbetrieben angestellten Berufsjäger und Jagdaufsichtsorgane im Jahr. Für alle anderen ist die Jagd etwas, das man sich leisten muss.

Und zwar um knappe 240 Millionen Euro pro Jagdsaison. So viel geben die heimischen Jäger für Abgaben, Versicherungen, Jagdpachten, Abschussgebühren, Gewehre, Munition, Lehrgänge, Trophäenpräparierung und standesgemäße Kleidung aus. Die knappen 30 Millionen, die mit österreichischem Wildbret verdient werden, klingen daneben nahezu bescheiden. „Fleisch ist bei der Jagd heute leider ein Nebenprodukt“, sagt Zedka. „Sie können in manchen Gegenden 15.000 Euro dafür verlangen, wenn jemand einen erstklassigen Hirsch in Ihrem Gebiet schießen will. Das Wildbret können Sie dann um gerade einmal 150 Euro an den Großhändler verkaufen.“ Um einen wirtschaftlichen Profit geht es also nicht. Trotzdem kostet ein Jagdgebiet wie die Alwa Millionen.

Deswegen musste sich B&C-Holding-Geschäftsführer Wolfgang Hofer zwei Jahre lang bemühen, das Eldorado der Weidmänner anzubringen. Die Holding wollte sich nur noch auf ihre Industriebeteiligungen konzentrieren. „Es gibt eine Reihe von sehr wohlhabenden Österreichern, die immer wieder gefragt

haben, ob wir die Alwa verkaufen wollen“, sagt Hofer. „Die haben wir dann informiert.“ Über Immobilienhändler oder gar Zeitungsannoncen läuft in dieser Preisklasse gar nichts. „Ein Verkauf von Fläche in dieser Größenordnung ist in Österreich einzigartig“, sagt Fridolin Angerer, der für den heimischen Immobilienhändler Spiegelfeld neben Forst- und Landwirtschaftsflächen auch Jagdgebiete an den Mann bringt. Normalerweise ist er froh, wenn er ein Stück von knapp 200 Hektar anbieten kann. Das kostet immerhin um die zwei Millionen Euro. Denn in Österreich wird kaum Wald verkauft. Allenfalls, wenn ein Großgrundbesitzer stirbt und seine Erben das Land aufteilen und zu Geld machen. Monatelang war daher ein Gutteil der heimischen Jagdelite im Gerede, die Alwa zu kaufen. Zumindest wenn man nach den Meldungen der größten Tageszeitungen ging.

Da war der Oberösterreicher Ludwig Scharinger, Vorstand der Raiffeisenlandesbank Oberösterreich, einer der am besten vernetzten Manager des Lan-

*„Wer Wald bewirtschaftet, muss grundsätzlich stockkonservativ sein“, sagt Felix Montecuccoli.
„Revolutionäre gibt es hier keine, das verträgt sich nicht mit der Bewirtschaftung eines Waldes.“*

des; oder der Steirer Siegfried Wolf, einer von zwei Vorständen des Autozulieferers Magna International, der im vergangenen Herbst um ein Haar den deutschen Autokonzern Opel gekauft hätte. Er hat sich jetzt schon in der Alwa eingemietet, darf dort laut Abschussplan die meisten Tiere schießen.

Weder Wolf noch Scharinger wollen in der Öffentlichkeit über ihr mondanmutendes Hobby sprechen. Vor zweieinhalb Monaten schrieb dann die Tageszeitung *WirtschaftsBlatt*, dass die Wiener Familie Breiteneder für 125 Millionen Euro zugeschlagen habe. Mit dem Bau von Tiefgaragen ist der heute 79-jährige Johann Breiteneder zu einem ansehnlichen Vermögen gekommen, seine 39-jährige Tochter Bettina ist begeisterte Jägerin. Doch die Garagendynastie dementierte. Dann hätten es die

deutschen Flicks werden sollen, eine der reichsten Familien im Lande. Doch diesmal dürfte der Preis nicht gepasst haben. „Die Vorstellungen der Verkäufer sind übergroß“, sagte ein Pressesprecher der Flick Privatstiftung. Zwischen 120 und 150 Millionen Euro wollte Hofer für die Alwa. Anfang dieses Jahres wurde der Verkaufsvertrag schließlich unterschrieben. Zugeschlagen hat überraschenderweise der hierzulande eher unbekannt Deutsche Ernst W. von Baumbach. „Für jemanden wie mich, der von Kindesbeinen an auch mit land- und vor allem forstwirtschaftlicher Prägung aufgewachsen ist, lag es auf der Hand, sich für die Alwa zu interessieren“, sagt der hessische Adelige, der am deutschen Pharmaunternehmen Boehringer-Ingelheim beteiligt ist und dessen Familie zu den wohlhabendsten in Deutschland zählt. Viel weiß man sonst nicht über den medienscheuen Investor.

Zu den Beweggründen für seine neueste Anschaffung erklärt er: „Natürlich ist die Rendite aus rein finanzieller Sicht schlecht.“ Es gehe ihm daher nicht um „kurzfristige Erfolge,

sondern um generationsübergreifende Schaffung und Erhaltung von Werten.“ „Das lehrt nichts so deutlich wie die Forstwirtschaft. Da denken Urgroßvater und Urenkel aneinander.“ Wie viel er für die Alwa gezahlt hat, will er nicht sagen, die Jagdgebiete werden weiterhin verpachtet. „Die Jagd ist die älteste und ursprünglichste Nutzung der Natur durch den Menschen. Man schärft seine Sinne wie sonst kaum.“

Ob man mit dem Gewehr in der Hand nicht auch Macht demonstriert? „Zunächst einmal sind die allermeisten Jäger Bauern, und keine Reichen – und das ist gut so. Dann ist die Jagd nicht einfach ein sinnloses Abenteuer, sondern reflektiert, wo der Mensch in der Natur von Anfang an seinen Platz hat.“ Um so in aller Herrschaftlichkeit reflektieren zu können, schadet es freilich nicht, ne-

benbei auch einen guten Platz in der Gesellschaft ergattert zu haben. Dass überhaupt jemand so viel Geld für ein Stück Wald mit Felsen ausgeben will, erklärt sich Felix Montecuccoli mit den Gefühlen, die ein Flecken Land auslösen kann. „Aus wirtschaftlichem Kalkül kaufen sich nur wenige einen Wald, das ist oft eine emotionale Sache“, sagt der 45-Jährige. Im Steireranzug sitzt er an einem Tisch im Besprechungszimmer seines Büros gleich hinter der Wiener Hofburg und ist umzingelt von Miniaturhirschen. Sie reißen sich vor der offenen Tür als Garderobenhaken auf, drinnen sind sie auf Kaffeetassen des Edelkeramikherstellers Gmundner einglasert.

Montecuccoli ist Nachkomme einer österreichisch-italienischen Grafendynastie und von Beruf Land- und Forstwirt im niederösterreichischen Mitterau, nahe den malerischen Donautälern der Wachau. „Wer Wald bewirtschaftet, muss grundsätzlich stockkonservativ sein“, sagt Montecuccoli. Er muss es wissen. Schließlich ist der Sprössling aus dem ehemaligen Adel heute Präsident der Land- und Forstbetriebe Österreichs, einer Art Industriellenvereinigung für Großgrundbesitzer. Zwei Euro pro Hektar zahlen 640 Betriebe freiwillig für die jährliche Mitgliedschaft, darunter „tendenziell ehemalige Adelige und Großindustrielle“. Immer dieselben Leute, meist große historische Namen, Grundstückserben aus vergangenen Adelstagen oder einfach nur solche mit viel Geld in der Tasche. „Revolutionäre gibt es hier keine, das verträgt sich nicht mit der Bewirtschaftung eines Waldes.“ Ehrfürchtig müsse man sein vor der Natur, sich nicht anmaßen, die Dinge auf den Kopf stellen zu können.

Ehrfurcht hin, Anmaßung her – in Österreich werden pro Jahr fast eine Million Wildtiere erlegt. Denn die Jagd ist notwendig: Gibt es zu viel Wild, frisst es den Wald, die Windschutzgürtel oder die Felder auf. In den Alpentälern zum Beispiel, wo früher im Winter Rehe und Hirsche fraßen, stehen heute Häuser, Straßen und Fabriken. Oberhalb der Waldgrenze boomt der Skitourismus. Ganz unten gibt es also kein Essen mehr, ganz oben zu viele Skifahrer. In der Mitte füttern Jäger das eingekesselte Wild durch die karge



FRAGE AN DIE MAUS

Was ist das heimische Wild wert?

„Für das Wild gelten heute die Regeln der freien Marktwirtschaft“, sagt Hans-Friedemann Zedka, Pressesprecher der Zentralstelle der österreichischen Jagdverbände. Angebot und Nachfrage bestimmen den Preis – sowohl beim Abschuss als auch beim Fleisch, dem Wildbret. Grob orientieren sich die Preisklassen an der historischen Unterteilung in teures Hochwild (Tiere, die nur vom Adel geschossen werden durften, wie Rothirsche, Wildschweine oder Auerhähne) und billiges Niederwild (solche, die auch von anderen gejagt werden durften, wie Hasen, Füchse oder Marder). Bis zu 15.000 Euro kann es kosten, sich den Abschuss eines kapitalen Hirsches im Jagdgebiet eines anderen zu erkaufen. Österreich ist bei ausländischen Jagdgästen besonders für sein hohes Vorkommen an Gamsböcken in den westlichen Bundesländern beliebt.

Das Wildbret selbst ist dabei Nebensache. Im Schnitt setzen Wildbrehändler, Jäger und Direktvermarkter pro geschossenem Tier laut einer Statistik der Zentralstelle Jagd rund 29 Euro um. Allein für Pachten und Abschussgebühren gaben die heimischen Jäger im vergangenen Jahr pro Tier das Doppelte aus. Ein Händler bezahlt einem Jäger im Schnitt zwei bis vier Euro für ein Kilogramm Wildbret und kann es danach um das Vier- bis Fünffache weiterverkaufen. Viele Jäger sind deswegen dazu übergegangen, ihr Wildbret direkt und ohne Zwischenhändler an Gastronomie und private Käufer zu vertreiben. In den vergangenen Jahren drückte vor allem die Konkurrenz aus Neuseeland und Australien die Preise. Dort werden verschiedene Wildarten in riesigen umzäunten Weidegebieten (Gattern) gezüchtet und billig exportiert. Doch auch in Österreich gibt es laut der heimischen Jagdzeitschrift *St. Hubertus* bei rund 12.000 Jagdgebieten rund 4.000 Gatter für Jagd und Zucht, in denen Wildbret günstiger und kontrolliert erzeugt wird.

Kältezeit. Darum kümmern sich Leute wie Josef Stock beruflich. Um sechs Uhr morgens steht der 47-Jährige neben der Forststraße, irgendwo auf rund eintausend Meter Seehöhe, etwa 50 Kilometer nördlich von Innsbruck, die deutsche Grenze zum Greifen nah.

„Ein Fanatiker muss man für diesen Beruf schon sein“, sagt Stock, dicke Wollpullover über den stämmigen Schultern, den grünen Filzhut mit dem Tiroler Wappenadler tief ins wettergegerbte Gesicht gezogen, der Atem kondensiert an der eiskalten Luft. Im Winter ist er der Einzige, der unten im Bächental in einem Jagdhaus wohnt und sich durch Schnee, Regen oder Frost kämpft. Erst wenn die Sonne scheint und die Tage länger werden, füllen sich die Parkplätze unten im Tal. Politiker kommen dann, Manager, die Leute aus der deutschen Großindustrie.

Manchmal, sagt Berufsjäger Stock, fühle er sich ein bisschen wie ein Amateur. Sein Chef heißt Heinrich Brühne, kommt aus der Ruhrgebiet-Metropole Dortmund und ist mit dem Abbau von Kalkstein reich geworden. Seit Jahren pachtet er das rund 2.500 Hektar große Jagdgebiet. Wie viel Brühne für das Bächental zahlt, will Stock nicht sagen. Auch nicht, wen der deutsche Industrielle mitbringt, wenn er wieder einmal die Forststraße hinauffährt, für ein paar Tage oder Wochen einzieht im Gästehaus.

Die Jagd schweiß schließlich zusammen. Außerdem hängt sein Job mitunter davon ab, wie diskret Josef Stock sein kann. „Gerade Manager und Neureiche wollen oft nur den schnellen Abschuss und die möglichst große Trophäe – so wie in ihrem richtigen Leben“, sagt er dann doch und stapft weiter durch den Wald, seine freudig umherlaufende Tiroler Bracke Ares im Schlepptau. Wenn Manager und Industrielle in abgeschiedenen Hütten die Diener des Staates zur Jagd treffen, ist der Verdacht der Korruption oft nicht weit.

Eine falsche Einladung, und es geht ihnen wie dem stellvertretenden Tiroler Landeshauptmann Anton Steixner (ÖVP). Der musste vor ein paar Wochen gegenüber der Staatsanwaltschaft beweisen, dass er niemanden bestochen hat, sich nicht das Wohlwollen der Medien erkaufte. Der Grund: Ein

Birkhahn, auf den er den Tiroler ORF-Landeschef Christoph Sailer eingeladen hatte. „Die Bedeutung der Geschäftsbahnungen durch die Jagd geht deswegen zurück“, sagt Franz Krösbacher, der in Tirol der Landesabteilung für landwirtschaftliches Schulwesen, Jagd und Fischerei vorsteht.

Vor allem weil sich die Europäische Union und der österreichische Staat vermehrt der Korruption widmen würden. Rund 22.000 Hektar Jagd leistet sich das Land Tirol im Pitztal im Tiroler Oberland. Auch Salzburg hat eine ähnliche, genauso die Steiermark und Wien. „Viele Entscheidungsträger haben eine Jagdpassion, und durch unsere Repräsentationsjagd haben wir die Möglichkeit, ihnen ein Jagderlebnis in Tirol zu bieten“, sagt Krösbacher. „Gerade bei Firmenansiedlungen hat das in der Vergangenheit sehr geholfen.“ Ihm fielen namhafte Personen ein, die in der Landesjagd zu Gast waren und Tirol tausende Arbeitsplätze gebracht haben. Nennen will er sie nicht. Denn viele Wirtschaftsmagnaten fürchteten sich vor dem Eindruck, den das gemeine Volk dann von ihnen hätte.

Einer, dem das nichts ausmacht, ist der niederösterreichische Landesjägermeister Christian Konrad. „Das Jagen ist eine Leidenschaft, die ich von meinem Vater geerbt habe“, sagt Konrad und jammert, dass er nicht mehr als zwei Dutzend Mal im Jahr Zeit hat, ein paar Tage nach seinem Revier zu sehen. Als Aufsichtsratspräsident der Raiffeisen Zentralbank ist er aufgrund der unzähligen Firmenbeteiligungen in Industrie, Agrarwirtschaft und Medien einer der mächtigsten Männer im Land.

„Irgendwo in Donaunähe“ pachtet er auch „bescheidene“ 160 Hektar, wo er um diese Jahreszeit besonders gerne ein paar Wildschweinen den Garaus macht. Er sei einer, dem es beim Jagen wirklich nur um die Sache gehe, das Gerede von einem Mauschelnetzwerk sei ohnehin nicht wahr. „Ich brauche meine Jagdkarte nicht für Cocktailpartys, was bei manchen anderen der Fall sein mag, sondern aus meinem Interesse für die Natur.“ Ob es ihn interessiert hätte, die Alwa zu kaufen, dieses Prunkstück von einer Jagd? „Für die kann ich mich gar nicht interessieren, weil ich nicht genug Geld habe.“ ■